

Michael Kopatz

Ökorooutine

Damit wir tun,
was wir für richtig halten

Mit einem
Vorwort von
Harald Welzer



Mit freundlicher Unterstützung von:
Stiftung »Forum für Verantwortung«, Klaus Wiegandt
und der
Vereinigung der Freunde des Wuppertal Instituts e. V.



Selbstverpflichtung zum nachhaltigen Publizieren

Nicht nur publizistisch, sondern auch als Unternehmen setzt sich der oekom verlag konsequent für Nachhaltigkeit ein. Bei Ausstattung und Produktion der Publikationen orientieren wir uns an höchsten ökologischen Kriterien. Inhalt und Umschlag dieses Buches wurden auf 100% Recyclingpapier, das mit dem FSC-Siegel ausgezeichnet ist, gedruckt. Alle durch diese Publikation verursachten CO₂-Emissionen werden durch Investitionen in ein Gold-Standard-Projekt kompensiert. Die Mehrkosten hierfür trägt der Verlag.

Mehr Informationen finden Sie unter:

<http://www.oekom.de/allgemeine-verlagsinformationen/nachhaltiger-verlag.html>

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2016 oekom verlag München

Gesellschaft für ökologische Kommunikation mbH,
Waltherstraße 29, 80337 München

Grafiken: Alice Lohmöller, www.arteundmehr.com

Fachlektorat: Verena Kern; Lektorat: Laura Kohlrausch, oekom verlag

Korrektorat: Maike Specht

Innenlayout, Satz: Ines Swoboda, oekom verlag

Druck: CPI Books GmbH, Leck

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86581-806-5

E-ISBN 978-3-96006-124-3

Michael Kopatz

Ökoroutine

Damit wir tun,
was wir für richtig halten

Für Wolfgang

INHALT

Vorwort von Harald Welzer 9

Geleitwort

Alles bereits gesagt 11

Kapitel 1

Einstieg: Die Lasagnestory 13

Kapitel 2

Warum nicht geschieht, was geschehen muss 20

Der reservierte Staat 21

Ungezügelter Kapitalismus 25

Wettbewerbsdruck 35

Wachstum 40

Macht & Lobbyismus 46

Kapitel 3

Warum wir nicht tun, was wir für richtig halten 54

Neigung zur Expansion 54

Der Vergleich 55

Unzufriedenheit, Gier & Selbstbeherrschung 56

Werbung & Kommerzialisierung 58

Routinen & Shifting Baselines 61

Wir treffen ungenügende Entscheidungen und verdrängen 62

Expertendilemma 65

Rolle der Medien 67

Die Mär vom verantwortungsvollen Konsumenten 69

Niemand will der Dumme sein 71

Kapitel 4

Essen 73

Respektloser Umgang mit Nutztieren	74
Landwirtschaft & globale Erwärmung	76
Subventionen	77
Fleischexport	79
Gefährliche Keime	82
Grundwasser	83
Mineralwasser	85
Vom Abweg zum Mehrweg	87
Ökoroutine: Bio für alle!	90

Kapitel 5

Wohnen 112

Der Wenigereffekt	113
Suffizient neu bauen	116
Frische Luft ins Haus	122
Fair zum Mieter	124
Ökoroutine: Nichtbau	129
Flächenmoratorium	131

Kapitel 6

Strom 142

Der Wenigereffekt	144
Ökoroutine: Verbrauchsziele statt Sparziele	146
Der Weg zum Ökostrom	152

Kapitel 7

Kaufen 157

Die Menschen hinter dem Müll	160
Murks: Vorzeitiger Produktzerfall	162
Ökoroutine gegen Überflusskonsum	167

Kapitel 8

Unterwegs 180

Sportlich: Das Rad	187
Belastend: Kraftwagen	194
Clever: Bahn & Bus	221

Menschheitstraum: Fliegen	235
Ökoroutine für enkeltaugliche Mobilität	237

Kapitel 9

Arbeiten 238

Mehr Arbeit, höherer Ressourcenverbrauch	239
Die Kurze Vollzeit als Leitbild der Ökoroutine	242
Widerstände und Mythen	250
Strategien und Maßnahmen für eine Arbeitswelt der Kurzen Vollzeit	259
Die »Ganze Arbeit«	267
Lebenskunst	272
Die Kurze Vollzeit befördert den ökologischen Wandel	279

Kapitel 10

Wirtschaftsförderung 4.0 281

Überblick	282
Die Grundlagen	283
Produktion	294
Hilfe und Kooperation	300
Teilen und Tauschen	308
Geld	315
Unternehmen	325
Zuständigkeiten, Aufgaben und Akteure	332
Warum soll der Staat sich einmischen?	334
Stolpersteine	335
WF4.0 statt TTIP	339

Kapitel 11

Ökoroutine als politisches Konzept 346

Ökoroutine statt Ökodiktatur	350
Bildung. Was man darüber wissen sollte	357
Ökonomie der Menschlichkeit	361
Geldströme lenken	367
Fairness	372
Wo bleibt die Freiheit?	376
Yes, we can? Traut Euch!	383

Anmerkungen 391

Index 410

Für Recherche und Ratschläge danke ich

Anja Humburg, Eva Kaspar, Franziska Brückner,
Julia Kurth, Kathrin Ramke, Laura Pütz, Maximilian Preute,
Miriam Kuhnke, Stephan Baur, Wolfgang Sachs.

Für Kommentare, Hinweise und Korrekturen danke ich

André Holtrup (Institut Arbeit und Wirtschaft),
Bernhard Burdick (VZ NRW),
Christiane Beuermann (WI, Wuppertal Institut),
Daniel Fuhrhop (Autor *Verbietet das Bauen!*),
Dirk Flege (Allianz pro Schiene e. V.),
Frederic Rudolph (WI), Gregor Waluga (Landtag NRW),
Melanie Lukas (WI), Oscar Reutter (WI),
Ralf Schüle (WI), Stefan Thomas (WI),
Tilman Santarius (Germanwatch), Timo Lange (Lobbycontrol)
und ganz besonders: Kurt Berlo (WI).

Vorwort

Wenn es um Klimawandel, Umweltzerstörung, Naturverbrauch und andere zentrale Zukunftsfragen geht, ist man stets mit demselben Sachverhalt konfrontiert: Das Wissen über die Probleme ist außerordentlich verbreitet, aber fast niemand handelt so, wie es seinem Wissen entsprechen würde. Das allerdings ist völlig normal: Da wir alle in einer Welt mit widersprüchlichen Anforderungen leben, lernen wir, uns widersprüchlich zu verhalten. Und da wir zudem in einer nichtnachhaltigen Welt leben, die nichtnachhaltige Weisen des Reisens, der Ernährung, des Arbeitens, des Wohnens gegenüber nachhaltigen bevorzugt und subventioniert, ist es wenig verwunderlich, wenn Menschen sich nichtnachhaltig verhalten, obwohl sie wissen, dass das »eigentlich« schlecht ist.

Aber das »eigentlich« hat keinen Ort in den Zeitvorgaben kapitalistischer Hyperkonsumgesellschaften, in denen es von allem immer schneller immer mehr geben soll. Denn diese Gesellschaften drehen sich ausschließlich um die reine Gegenwart und suchen die Spanne zwischen Bedürfnis und Befriedigung so weit zu verkürzen, dass tatsächlich am Ende weder Vergangenheit noch Zukunft zählen, sondern nur das schiere verantwortungslose und daher zukunftsfreie Jetzt. Glücklich, wer darin leben darf. Wer nicht, hat eben Pech gehabt.

Wir haben in den vergangenen zwei Jahrzehnten gleichwohl zwei tief greifende Verhaltensveränderungen gesehen, die – obwohl niemand das für möglich gehalten hätte – Alltagsroutinen radikal verändert haben. Die eine betrifft das Rauchen. Wer wie ich in den 1960er-Jahren Kind gewesen ist, erinnert sich an stundenlange Autofahrten mit zwei in aller Selbstverständlichkeit ketterrauchenden Eltern auf den Vordersitzen; kein Fernsehfilm, keine Diskussion, kein Restaurant, keine Wartezeit ohne Zigaretten. Heute ist das, und das nur aufgrund einer schlichten ordnungspolitischen Maßnahme, völlig anders. Kaum jemand kommt noch auf die Idee, im Auto zu rauchen, wenn Kinder mitfahren, öffentliche

Räume sind rauchfrei, die Vorstellung, dass im Restaurant am selben Tisch zur selben Zeit gegessen und geraucht wird, erscheint total abwegig. Hier hat sich ein Verhaltensstandard in dramatisch kurzer Zeit nachhaltig verändert, und zwar politisch gesteuert.

Eine noch tiefgreifendere Veränderung eines Verhaltensstandards erleben wir, seit es sogenannte Smartphones gibt, die das kommunikative Verhalten von Menschen, ja ihre Wahrnehmungsweisen und ihre Sozialität tief greifend beeinflusst haben, ohne dass es dafür eines ordnungspolitischen Anstoßes bedurfte.

Was ich mit diesen beiden sehr unterschiedlichen Beispielen hervorheben möchte, ist dasselbe, was Michael Kopatz in seinem wichtigen Buch umtreibt: Verhalten ist weder durch Wissen bestimmt noch durch Tradition determiniert, sondern jederzeit veränderbar: Entscheidend für diese Veränderung ist aber nicht Aufklärung, sondern eine ihrerseits veränderte Praxis.

Deshalb entwirft er ein Rahmenwerk für eine Gesellschaft, in der »Öko« nicht die sonderbare und jeweils erklärungs- und legitimationsbedürftige Abweichung vom normalen, also nichtnachhaltigen Verhalten ist, sondern der normale, erwartbare Verhaltensstandard. Und er zeigt, wie eine solche Welt nicht nur aussehen würde, sondern mithilfe welcher ordnungspolitischen Maßnahmen – von der soften Präferenzverschiebung über den Subventionsabbau bis zur harten gesetzgeberischen Initiative – sie auch herzustellen wäre. Damit macht Kopatz etwas Überfälliges und, wie man beim Lesen mit wachsender Faszination bemerkt, ganz und gar Sinnvolles: Er hält sich nicht lange bei ökokatastrophischen Befunden und verwundertem Lamentieren über mangelnde Veränderungsbereitschaft auf, sondern zeigt anschaulich, wohin sich eine moderne Gesellschaft bewegen muss, wenn sie Nachhaltigkeit als selbstverständliche Routine etablieren möchte. Tatsächlich liefert er ein Manual zur ökologisch vernünftigen Transformation einer ökologisch ganz und gar unvernünftigen Praxis der Gegenwart und damit sehr viele Stichworte und Ansätze, um eine oft fantasielos und puritanisch anmutende Nachhaltigkeitspolitik zu inspirieren – um Zukunft wiederzugewinnen.

Harald Welzer im Mai 2016

Alles bereits gesagt

In der Nachhaltigkeitsbewegung suchen viele Menschen nach Antworten. Wo sie auch hinschauen, sehen sie ökologische Katastrophen: globale Erwärmung, Anstieg der Meeresspiegel, Überfischung, Plastikmüll in den Weltmeeren, Artensterben, Abholzung der Tropenwälder, Überdüngung, Massentierhaltung. All das ist seit Langem Realität. Die heutigen Problemanalysen ähneln indes verblüffend denen der 1970er-Jahre. Der Klimawandel war zwar seinerzeit noch nicht als Problem erkannt, die damaligen Beobachtungen lassen sich gleichwohl ohne Weiteres auf unsere Zeit übertragen. Dasselbe gilt für den Suffizienzdiskurs, der mittlerweile eine Renaissance erlebt. Manchmal wird dabei der Eindruck erweckt, man habe eine neue Entdeckung gemacht. Wer aber einen Blick in Ivan Illichs Standardwerk »Selbstbegrenzung« von 1980 wirft oder die dreiseitige Abhandlung »Die Vier E's« von Wolfgang Sachs aus dem Jahr 1993 liest, wird feststellen: Weder die Diagnose noch die Therapievor schläge haben sich nennenswert geändert.

Von neuen Büchern erhoffen sich viele Leser neue Lösungen. Leider zählt es zu den unangenehmen Wahrheiten, dass es kaum noch neue Lösungskonzepte gibt. Doch bei der nachhaltigen Entwicklung geht es genau genommen auch nicht um die Entdeckung einer bahnbrechenden Patentlösung, denn eigentlich wurde schon alles gesagt – aber sehr vieles noch nicht getan.

Das festzustellen ist jedoch kein Anlass, nun für immer zu schweigen. Tatsache ist nämlich auch: Veränderungen finden statt, sie fallen aber nicht vom Himmel. Die Gleichberechtigung von Mann und Frau kam nicht von heute auf morgen in die Welt, weil die Männer plötzlich vernünftig wurden. Es lag auch nicht daran, dass jemand eine neue Strategie vorgelegt hat. Frauen haben sich die Rechte, die heute selbst-

verständlich sind, erkämpft. Generationen haben an diesem Prozess der Veränderung mitgewirkt. Der Schlüssel ist Beharrlichkeit – und ein langer Atem.

Selbst kleine Veränderungen brauchen mitunter viel Zeit. Die Idee der ökologischen Steuerreform beispielsweise wurde jahrzehntelang diskutiert. Die Umsetzung war schließlich nur durch das anhaltende Engagement von Menschen aus Wissenschaft, Politik, Verwaltung und Zivilgesellschaft möglich. Nicht anders ist es bei den erneuerbaren Energien: Ihr Boom begann erst vor wenigen Jahren, darauf hingewirkt haben Vordenker wie Hermann Scheer allerdings schon lange zuvor.

Dieses Buch gibt nicht vor, eine revolutionäre Entdeckung zu präsentieren. Eines ist aber doch neu: Ökoroutine drückt sich nicht vor unbequemen Botschaften. Der sofortige Stopp für den Neubau von Straßen, die Begrenzung der Fliegerei oder auch der Agrarwendefahrplan, die hier vorgeschlagen werden, gelten als radikal, ja sogar utopisch. Doch wenn wir darüber schweigen, machen wir uns etwas vor. Klimaschutz und Ressourcengerechtigkeit lassen sich nicht nebenbei mit einigen technischen Neuerungen erledigen. Vor uns steht ein tief greifender gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Wandel. Ökoroutine macht klar: Wir können das schaffen, wenn wir uns Zeit geben und den Bezugsrahmen schrittweise verändern, wenn wir uns Gelegenheitsstrukturen schaffen. Im Mittelpunkt dieses Buches steht deshalb die Therapie, nicht die Diagnose. Ökoroutine nimmt den soziokulturellen Wandel in den Blick, nicht die Technik. Es geht um konkrete Maßnahmen, nicht um ferne Ziele. Ökoroutine gibt die Hoffnung nicht auf, dass geschehen kann, was geschehen muss. Damit wir tun, was wir für richtig halten.

Einstieg: Die Lasagnestory

Lebensmittelskandale gehören inzwischen zum Alltag. Der Wirbel um Pferdefleisch in der Lasagne war da schon fast verwunderlich. Der Betrug war Anfang 2013 durch Untersuchungen in Großbritannien und Irland aufgefliegen; wenig später hatte sich der Skandal um falsch deklarierte Fleischprodukte auf die ganze EU ausgeweitet. Die britische Lebensmittelbehörde stellte fest: In 11 von 18 getesteten Lasagnen der Firma Findus betrug der Pferdefleischanteil zwischen 60 und 100 Prozent.

Wie Recherchen ergaben, stammte das Fleisch aus rumänischen Schlachtbetrieben. Über Zwischenhändler gelangte es nach Zypern und in die Niederlande zu einem französischen Handelsbetrieb. Dieser verkaufte Hunderte Tonnen Pferd als Rind an einen französisch-luxemburgischen Lasagne-Hersteller, und von dort aus landeten Produkte mit illegal untergemischtem Pferdefleisch in mindestens 13 Ländern Europas.

Die Produkte waren in allen großen Supermärkten zu finden. Allein in Deutschland waren Rewe, Aldi-Nord, Aldi-Süd, Eismann, Edeka, Kaiser's, Lidl, Metro, Tengelmann und Konsum Leipzig betroffen. Und nicht nur in der Lasagne tauchte Pferdefleisch auf – auch in Gulasch, Ravioli und Tortellini konnte es nachgewiesen werden.¹ Die Bilanz: Mindestens 124 Betriebe in Deutschland sind mit Rindfleisch beliefert worden, das möglicherweise falsch deklariert war.

Wo liegt jetzt der Skandal? Zunächst einmal ist die Pferdefleisch-story ein Lehrstück für die mitunter blindwütige Empörungsbereitschaft der Medien. Bei nüchterner Betrachtung wird klar: Für die Gesundheit stellt Pferdefleisch keine Gefahr dar, es ist sogar ein guter Eisenlieferant und besonders mager. Verpönt ist es vor allem aus historisch-kulturellen Gründen – und diese haben offenbar ausgereicht, um sich täglich zu ereifern. Über den eigentlichen Skandal haben die erregten Gemüter

jedoch nicht diskutiert: dass selbst die Produktion einer einfachen Lasagne sich über zig Nationen erstreckt. Durch die Globalisierung sind die Produktionsmethoden gleichermaßen zentralisiert und diversifiziert worden. Verstrickte Produktions-, Verarbeitungs- und Lieferketten haben ein System organisierter Verantwortungslosigkeit geschaffen. Schon der Weg des Fleischanteiles in der Lasagne von der Schlachtung bis zur Weiterverarbeitung erstreckt sich über halb Europa; dasselbe gilt für die Herstellung von Futtermitteln für die Tierhaltung sowie für Züchtung, Haltung und Transport.

Wenn man sich vor Augen führt, dass selbst Brezeln als Teiglinge in chinesischen Fabriken hergestellt werden, um sie dann in München aufzubacken, liegt die Vermutung nahe, dass sich die Fertigung von Nudeln, Tomatensauce, Gewürzen und anderen Produkten zumeist über mehrere Kontinente ausdehnt. Die extreme Diversifizierung der Produktion ist wahrlich keine neue Erkenntnis. Wir wissen es spätestens, seit Stefanie Böge ihre Joghurt-Geschichte veröffentlichte. Anfang der 1990er-Jahre hatte die Wissenschaftlerin ausgerechnet, welche Strecke ein Becher Joghurt zurückgelegt hat, bevor er beim Verbraucher landet: Es waren mehr als 9000 Kilometer.²

Und so durchzieht eine schlichte Aussage die verschiedenen Kapitel der Ökoroutine: Wir wissen es längst. Schon seit zwei Jahrzehnten wissen wir, dass die Unternehmen immense Transportketten aufbauen, um sich gegenüber der Konkurrenz behaupten zu können oder die Rendite des Anlegers zu maximieren. Seither haben sich die Verhältnisse eher noch verschlimmert: Spezialisierung, Fertigungstiefe und umständliche Lieferketten haben zu- und nicht abgenommen, Transportketten sind länger und nicht kürzer geworden – zum Nachteil von Umwelt und Allgemeinwohl.

Können Politiker da nur tatenlos zusehen? Bleiben nur Appelle an die Vernunft des Einzelnen, doch bitte regional erzeugte Waren zu erwerben? Für sich genommen, ist es ganz einfach: Eine Lasagne lässt sich leicht in der eigenen Küche zubereiten. Bis auf bestimmte Gewürze kann man alle Zutaten aus der Region beziehen, und das auch aus ökologischer Landwirtschaft. Auch Unternehmen und Restaurants könnten das Schichtnudelgericht zu fast 100 Prozent regional und ökologisch zubereiten.



Abbildung 1 Der Pferdefleischbetrug offenbart ein System organisierter Verantwortungslosigkeit. Verstrickte Produktions-, Verarbeitungs- und Lieferketten sind heute der Normalfall. Verantwortungsvolle Produktionsmethoden verlangen das Gegenteil: kurze Transportwege, regionale und nachhaltige Erzeugung, kurze Wertschöpfungsketten, faire Löhne.
Foto: exclusive-design, fotolia.com

Woran hakt es also? Warum scheint die Regiopasta eine ferne Utopie zu sein? Weil der Markt sich so entwickelt, wie es die Rahmenbedingungen vorgeben. Wir lassen es zu, dass Transporte über Tausende Kilometer extrem billig sind, weil wir die Maut nicht vorausschauend anheben oder Kerosin endlich besteuern. Wir bauen Straßen und Flughäfen aus, statt die Expansion zu begrenzen. Wir akzeptieren, dass Waren zu Dumpinglöhnen hergestellt werden. Wir nehmen hin, dass billig vor Qualität geht, dass Lebensmittel aus Biolandbau die Ausnahme sind und nicht die Regel. Wir akzeptieren, dass sich die Produktion unserer Nahrungsmittel in der Hand von Finanzjongleuren befindet, die keinen Gedanken an die Gesundheit der Kunden, die Klimawirkung ihrer Produktion und die Arbeitsverhältnisse in den Betrieben verschwenden. Wenn sie es doch tun, dann nur, weil es zum Nachteil für ihre Rendite sein könnte.

Die »Europa-Lasagne« zeigt: Die systemischen Probleme unserer Wirtschaft und Gesellschaft manifestieren sich sogar in einem banalen Schichtnudelgericht aus der Truhe. Man muss nur den Schleier der Skandalrhetorik in den Medien lüften, schon werden rasch die prinzi-

piellen Zusammenhänge erkennbar. Die von politischer Seite verkündeten »Aktionspläne«, um etwa die Kontrollen zu verschärfen oder ein »Frühwarnsystem« zu etablieren, lenken allenfalls vom Grundproblem ab und sollen letztlich nur zeigen, dass man etwas getan hat. An den verheerenden Umständen der Lebensmittelglobalisierung ändert sich dadurch jedoch nichts.

Man könnte die Schultern zucken und darauf verweisen, dass die Konsumenten doch selbst schuld seien. Wer eine Tiefkühlhasagne für 1,49 Euro in den Backofen schiebt, kann über eine unappetitliche Herstellung nicht ernsthaft erstaunt sein. Sollte nicht jedem klar sein, dass es nicht mit rechten Dingen zugehen kann, wenn Lebensmittel immer billiger werden, während zugleich die Preise allgemein steigen? Während diese Zeilen geschrieben werden, senkt ein Discounter übrigens vermutlich noch mal den Preis für seine Tiefkühlhasagne auf 1,29 Euro.

Doch es wäre zu einfach, die Verantwortung allein beim mündigen Konsumenten zu verorten. Tatsächlich ist dieser Befund fatalistisch, irreführend und fahrlässig. Auch gut verdienende und gebildete Bürger greifen zum Billigprodukt. Sie verlassen sich, nicht zu Unrecht, auf den Staat, der mit seinen Lebensmittelkontrollen dafür sorgt, dass keine bedenklichen Waren verkauft werden. Zudem hat Stiftung Warentest den Kunden beigebracht, dass billige Produkte oftmals genauso gut oder besser sind als teure. Der Verbraucher weiß, dass viele Markenhersteller identische Waren gleichzeitig unter einem Billiglabel verkaufen. Andere verdrängen schlichtweg die Fakten, wissen vor lauter medial geäußerten Expertenmeinungen nicht mehr, was sie glauben sollen, oder denken: »Ist doch egal, auf mich kommt es nicht an.« Es gibt viele Gründe, warum wir nicht tun, was wir für richtig halten. Sie werden im ersten Kapitel beschrieben und machen anschaulich, dass die Zeit für das Konzept der Ökoroutine gekommen ist.

Preisdumping ist das Ergebnis eines radikalen Wettbewerbs, der zu niedrigen Standards führt. So niedrig, wie der Gesetzgeber es erlaubt. Der Konkurrenzdruck animiert zudem die Hersteller, selbst niedrigste Vorgaben zu unterwandern. Wenn schon Discounter sich gegenseitig aufrufen, mit dem Dumping Schluss zu machen, heißt das für uns ganz klar: Jetzt ist die Grenze des Erträglichen erreicht, wenn nicht längst

überschritten. Hinter vorgehaltener Hand plädieren etliche Unternehmer bereits heute für Vorgaben von oben: Nur so ließen sich Auswege aus der Abwärtsspirale finden (S. 38).

Und tatsächlich sind hohe Qualität, verantwortungsvolle Produktionsmethoden und faire Löhne möglich. Sie kommen nur nicht von allein in die Welt. Sie werden auch nicht von Konsumenten an der Ladentheke initiiert. Notwendig sind systemische Problemlösungen. Also Konzepte, die das Problem an der Wurzel packen. Sprich: Ökoutine als politisches Konzept (S. 346). Am Lasagne-Problem lässt sich das Grundverständnis der Ökoutine aufzeigen. Ein erster Ansatzpunkt liegt bei den Transportzeiten. Statt Straßen, Seehäfen und Startbahnen weiter auszubauen und damit zu längeren Produktionsketten einzuladen, sind die Ausgaben auf die reine Erhaltung und Sanierung von Straßen und Flughäfen zu beschränken. Wenn sich in der Folge die Verkehrsströme verlangsamen, ist das ein gewünschter Effekt (S. 212).

Ein weiterer Ansatzpunkt sind die Transportkosten. Dieselsteuer und Maut können erhöht werden, Kerosin besteuert (S. 367). Ein Straßenbaustopp verhindert die weitere Expansion des Lkw-Verkehrs. Das verlangsamt den Transport womöglich, erst recht in Verbindung mit einem Überholverbot für Lkws. Noch ein Hebel ergibt sich in Hinblick auf die Tiertransporte. Dafür gibt es bereits strenge Regeln, zum Beispiel müssen die Tiere nach spätestens 29 Stunden Fahrt abgeladen werden. Diese Qual ermöglicht Transporte bis in die Türkei. Eine Begrenzung auf zwölf Stunden wäre im Sinne des Tierschutzes angebracht und stärkt zugleich die regionale Wertschöpfung. Sodann gilt es, die Tierhaltung zu verändern: Anspruchsvolle Standards für artgerechte Haltung könnten schrittweise etabliert werden, bis nach 20 Jahren EU-weit der Biostandard erreicht ist. Genehmigungen von weiteren Großschlachthöfen und Megaställen sollten unterbleiben (S. 90).

Darüber hinaus gibt es zahlreiche weitere Gestaltungsmöglichkeiten, um die Regeln für Warenhandel und Finanzmärkte zu beeinflussen. Das ist zwar kein leichtes Unterfangen, doch bei den Verhandlungen über Freihandelsabkommen wie TTIP zwischen den USA und der EU hat Deutschland beträchtlichen Einfluss, der genutzt werden könnte, um für einen ökofairen Rahmen zu sorgen. Dringend notwendig ist

zudem die Regulierung der Kapitalmärkte. Hier soll keine Revolution vorgeschlagen werden, sondern die Rückkehr zum Ordnungsrahmen der 1970er-Jahre, welcher die Auswüchse der Spekulanten zuungunsten sicherer Kapitalmärkte verhindert hat. Dabei ließe sich endlich die seit Langem geplante Robin-Hood-Steuer für den Aktienhandel einführen. Finanztransaktionen würden dann mit durchschnittlich 0,05 Prozent besteuert werden, die Mittel würden der Armutsbekämpfung und dem Klimaschutz zugutekommen (S. 361). All diese Maßnahmen schaffen Anreize für kurze Transportwege, regionale und nachhaltige Erzeugung, kurze Wertschöpfungsketten und faire Löhne. Das ist die Logik der Ökoroutine.

Der Nachhaltigkeitsdiskurs ist nach wie vor geprägt vom Glauben an die Macht des Konsumenten. In der Umweltbewegung wird über das »richtige« Verhalten so viel geredet wie über das Wetter. Produzenten nehmen dieses Argument dankbar auf, verlagert es doch alle Verantwortung zum Konsumenten. Auch die Politik wiederholt permanent das Mantra vom umweltbewussten Verhalten und kann sich so vor unbequemen Entscheidungen drücken. Ökoroutine setzt hier einen Kontrapunkt. **Im letzten Kapitel findet sich zum politischen Konzept der Ökoroutine eine ausführliche Erläuterung** (siehe Kap. 11, »Ökoroutine als politisches Konzept«, S. 346). Es löst sich von umweltmoralischen Appellen und sorgt mithilfe von Standards und Limits dafür, dass sich der Wandel zur Nachhaltigkeit in weiten Teilen verselbstständigt. Unsere Technologien und Herstellungsverfahren werden so schrittweise naturverträglicher und effizienter und unsere Verhaltensweisen genügsamer. Ökoroutine basiert auf einer Koevolution von Technik und Kultur. Beispielsweise sorgen Standards dafür, dass Autos immer klimafreundlicher werden; Straßenbau- und Tempolimit beeinflussen unser Verhalten. Solche politischen Vorgaben lassen sich freilich nur ins Werk setzen, wenn die Wählerinnen und Wähler sie mittragen. Doch die zurückliegenden Erfahrungen zeigten, dass Ökoroutine uns in der alltäglichen Lebensführung entlastet.

Routinen prägen unseren Alltag. Ganz unbewusst profitieren wir dabei von Dutzenden Regeln und Standards, etwa auf dem Weg zur Arbeit: Der Wecker ist sicherheitstechnisch geprüft, die Kleidung darf

bestimmte Schadstoffe nicht beinhalten, ebenso der Kaffee. Dessen Packung ist standardisiert, wie auch die Kennzeichnungen über die Zutaten und Nährstoffe auf dem Toastbrot. Das Auto wurde nach ISO-Norm hergestellt. Die Produzenten haben dabei zahlreiche staatliche Vorgaben beachtet. Auf dem Arbeitsweg beachten wir zahlreiche Vorgaben der Straßenverkehrsordnung; das Auto hat ein amtliches Kennzeichen. Die Arbeit selbst ist reglementiert durch Tariflohn, gesetzliche Arbeitszeiten und Sicherheitsvorschriften. All das wird selten als Zwangssystem empfunden, es ist Routine. In der gleichen Form ermöglicht uns das Konzept der Ökoroutine, das zu tun, was wir für richtig halten, ohne im Alltag darüber nachzudenken.

Wettbewerbsdruck

Ist die Welt durch die Liberalisierung von Staatsbetrieben besser geworden? Ja, sagen die Befürworter und verweisen auf die Vorzüge des befreiten Telefonmarktes. In der Zeit des Monopols sei Telefonieren teuer und der Service schlecht gewesen. Durch die Liberalisierung habe sich das geändert, Telefonieren sei billig und der Service besser geworden. Das lässt sich nicht bestreiten. Doch ein weiteres Beispiel dieser Art ist kaum zu finden.

Schon beim Postmonopol für Pakete und Briefe sind die Resultate weniger überzeugend: Zum einen sanken die Preise für Warensendungen nach Beendigung des Monopols weniger deutlich als erwartet, zum anderen wirkt sich der Wettbewerb im Pakethandel negativ auf unsere Gesundheit, Lebensqualität und den Klimawandel aus, denn jedes Paketunternehmen fährt nun sämtliche Stadtteile und Regionen ab. In ein und dieselbe Siedlung fahren am Tag rund fünf Paketwagen. Damit vervielfacht sich die Belastung mit Schadstoffen und Lärm. Auch die gesamte Infrastruktur, etwa die Verteilstellen und Fahrzeuge, potenziert sich um den Faktor fünf. Mehr Wettbewerber sind also nicht automatisch zum Vorteil für den Kunden und schon gar nicht für die nächsten Generationen.

Zudem muss sich jeder Betrieb gegenüber seinen Wettbewerbern behaupten. Angenommen, der größte Sportartikelhersteller der Welt würde sein gesamtes Angebot schrittweise auf ökofaire Produkte umstellen. In der Folge würden Laufschuhe und Sportbekleidung deutlich teurer, viele Konsumenten würden zur Konkurrenz wechseln. Weil das absehbar ist, würden die Aktionäre eine solche Strategie nicht unterstützen.

Wenig zimperlich wären die Anleger wohl auch gewesen, wenn einer der großen Energieversorger Deutschlands bereits Mitte der 1990er-Jahre angekündigt hätte, fortan nur noch in Strom aus Sonne und Wind zu investieren. Ein dramatischer Einbruch an der Börse wäre vermutlich die Folge gewesen. Warum auch soll ein Energieversorger mit viel Geld die Effizienz in Haushalten verbessern, wenn es der Wettbewerber nicht tut? Damit versetzt sich das Unternehmen objektiv in einen Nachteil. In der Folge zieht der Kapitalmarkt sein Geld ab. Gegenüber dem Kapitalmarkt lässt sich nur sehr begrenzt nachhaltiges Engagement vertreten.

Der unheilvolle Wettbewerbsdruck hindert Unternehmen, das zu tun, was moralisch geboten wäre.

Bei RWE beispielsweise sind es nicht zuletzt die kommunalen Anteilseigner, die am Kohlepfad des Unternehmens so lange wie möglich festhalten wollen. Inzwischen geht die überkommene Strategie des Essener Energiekonzerns nicht mehr auf, das Kohlegeschäft garantiert keine üppigen Gewinne mehr. Nun klagen die betroffenen nordrhein-westfälischen Kommunen über ausbleibende Dividenden, die ihre ohnehin überschuldeten Haushalte weiter belasten, und bekämpfen die Vorschläge der Bundesregierung zum schrittweisen Ausstieg aus der Kohle – obwohl sie damit nur den überfälligen Strukturwandel hinauszögern.

Wettbewerb zwischen Kommunen

Viele Städte befinden sich in einer vergleichbaren Lage. Welcher Bürgermeister traut sich schon, den motorisierten Individualverkehr in der Stadt zu begrenzen? »Dann fahren die Menschen aus dem Umland doch zum Einkaufen in die Nachbarstadt«, lautet das Argument. Das wäre schlecht für den Einzelhandel, schlecht für die Wirtschaftslage, schlecht für den Arbeitsmarkt. Mit der gleichen Begründung werden immer mehr Grünflächen für Gewerbe und Einfamilienhäuser erschlossen. So sollen die wichtigsten kommunalen Einnahmen – die Gewerbesteuer und der kommunale Anteil an der Einkommenssteuer – gebunden und die Abwanderung ins Umland verhindert werden. Dies geschieht mit der Rechtfertigung: »Wenn wir das nicht anbieten, macht es die Nachbargemeinde.« Die lockt ohnehin mit Dumpingpreisen für Grundstücke und niedrigeren Gewerbesteuern.

In ihrem zerstörerischen Wettstreit schrecken die Städte und Gemeinden auch nicht vor dem Aus- und Neubau von Straßen und Flughäfen zurück. Jeder Entscheidungsträger ist sich zwar durchaus bewusst, dass der zunehmende Flugverkehr die globale Erwärmung beschleunigt und ganze Landstriche »verläärmt«. Aber das Risiko, durch Nichtstun den Anschluss zu verpassen, scheint zu groß. Es ist ein Rennen, bei dem die Beteiligten am Ende nur verlieren können – es sei denn, sie treffen interkommunale Absprachen oder die bundespolitischen Rahmenbedingungen ändern sich.

Wie schwer es fällt, sich dem Wettbewerbsdruck zu entziehen, veranschaulicht eine Schildbürgergeschichte vom »Bergischen Städtedreieck«. Eigentlich möchten die Städte Remscheid, Solingen und Wuppertal kooperieren. Doch bei der Frage, an welchem Standort ein großes Factory-Outlet-Center entstehen soll, entzündet sich ein erbitterter Streit. Anstatt sich zu verständigen, klagen die drei Städte gegeneinander und verstricken sich in einen grotesken Wettlauf um scheinbare Vorteile, der schließlich zum Bau von drei Einkaufszentren führt. Dabei stehen die kleinen Einzelhändler in den Innenstädten durch den Versandhandel längst unter großem Druck. Doch die Nulloption – den Verzicht auf ein neues Outlet-Center auf der grünen Wiese – haben die Stadtväter gar nicht erst in Erwägung gezogen und damit die Problemlage für alle aktiv verschärft.²⁵

Wettbewerb zwischen Staaten, Schülern und Arbeitnehmern

Auch Staaten gehen in Konkurrenz zueinander – mit teils verheerenden Folgen. Von einem »race to the bottom«, einem »Abwärtswettlauf«, sprechen die Ökonomen, wenn im globalisierten Wettbewerb die Sozial-, Arbeits- und Umweltstandards immer weiter gesenkt werden. In den Medien allgegenwärtig sind Berichte über Unternehmen mit fantastischen Börsenwerten und minimalen Steuerausgaben. Auf der Suche nach der Steueroase spielen sie die Nationen gegeneinander aus.

Der internationale Wettbewerbsdruck macht sich bis in den Alltag von Schülern bemerkbar. Möglichst früh, möglichst effektiv und umfangreich sollen sie sich das notwendige Wissen aneignen, um später mithalten zu können. Unterricht schon im Kindergarten: Warum nicht? Abitur in zwölf Jahren? Muss sein, damit junge Menschen eher und länger arbeiten können. Englisch in der Grundschule? Wer etwas auf sich hält, wird seinen Kindern diese Möglichkeit sichern. Betrachtet man Deutschland im internationalen Vergleich, ist sogar noch viel Luft für Leistungssteigerung. In China und Japan werden Kinder schon im Vorschulalter für die Karriere gedrillt. All das muss sein, lassen die Wirtschaftsverbände und Unternehmen aller Länder verlautbaren. Wer nicht mitzieht, bleibt beim Kampf ums Wachstum auf der Strecke. So be-

trachtet, ist »lebenslanges Lernen« keine Formel für ein gutes, angenehmes Leben voller Herausforderungen, sondern verkommt zum Zwang. Stress, Mangel, Zeitnot, Zwiespalt und falsch verstandener Ehrgeiz sind die Kennzeichen des Bildungswettkampfes.

Aus derselben Wettbewerbslogik ergeben sich auch ständig steigende Anforderungen für die Arbeitswelt. Einen gesellschaftlichen Diskurs um Arbeitszeitverkürzungen gab es zuletzt in den 1980er-Jahren. Seither geht es um Verdichtung, längere Arbeitszeiten und Wochenendarbeit (s. Kapitel »Arbeiten«, S. 238).

Um für steigende Umsätze und Wirtschaftswachstum zu sorgen, werden immer häufiger verkaufsoffene Sonntage und Moonlightshopping eingeführt. Die Resonanz ist groß, keine Kommune möchte da außen vor bleiben. Viele Geschäfte haben längst bis 22 Uhr oder gar die ganze Nacht geöffnet. Wenn Lidl, Netto und Aldi am selben Standort sitzen, muss nur einer seine Öffnungszeiten von 20 auf 22 Uhr verlängern, und sofort ziehen alle mit. Dass die Ansiedlung von drei Discountern auf engstem Raum ungefähr so sinnvoll ist wie drei Postfilialen in einer Dorfstraße, kommt den Stadtplanern selten in den Sinn.

Manager fordern radikalere Vorgaben der Politik

Wettbewerb ist eine gute Sache, wenn es denn ethische Spielregeln gibt. Wie jeder Fußballfan weiß, gäbe es ohne klare Regeln, Schiedsrichter, Rote und Gelbe Karten ein Hauen und Stechen und vermutlich kein ansehnliches Spiel – weder für die Zuschauer noch für die Akteure auf dem Feld. Aber wenn die Richtung vorgegeben ist, kann selbst der härteste Konkurrenzkampf die Transformation zur Nachhaltigkeit fördern.

In vielen Unternehmen haben die Verantwortlichen das bereits erkannt. Längst nicht mehr nur hinter vorgehaltener Hand fordern sie einen strengeren Ordnungsrahmen, um beim Thema Nachhaltigkeit voranzukommen. Es klingt fast unglaublich, aber acht von zehn Managern aus der Wirtschaft wünschen sich »radikalere Vorgaben von der Politik«, ergab eine Umfrage der Vereinten Nationen und der Unternehmensberatung Accenture unter 1 000 Konzernchefs aus 100 Ländern. Damit die Idee der Nachhaltigkeit nicht nur auf sporadische Fortschritte beschränkt bleibt, sondern sich zu einem kollektiven

Transformationsprozess entwickelt, braucht es nach Überzeugung der Manager klare ordnungspolitische Entscheidungen auf globaler, nationaler und lokaler Ebene.²⁶

Konzernchefs wünschen sich strenge Vorgaben



Abbildung 4 Acht von zehn Managern aus der Wirtschaft wünschen sich »radikalere Vorgaben von der Politik«. In anonymen Befragungen fordern sie einen strengeren Ordnungsrahmen, um beim Thema Nachhaltigkeit voranzukommen.²⁷

Bei der Ökodesignrichtlinie der Europäischen Union gelingt dies schon recht gut: Seit 2009 gibt die EU über diese Richtlinie Anforderungen an die umweltgerechte Gestaltung elektrischer Geräte vor (s. »Die Ökoroutine für Strom«, S. 146). Als kürzlich neue Standards für die Effizienz und Haltbarkeit von Staubsaugern ausgearbeitet wurden, waren Vertreter von Umweltinstituten, Industrieverbänden, der EU-Kommission und den betroffenen Unternehmen wie Hoover, Vorwerk, Miele und Bosch-Siemens beteiligt. Einige wollten ambitionierte Vorgaben, andere besonders hohe Standards. »Die Industrie beklagt sich nicht«, stellte die FAZ fest.²⁸ Im Gegenteil, die Unternehmen können gut damit leben, dass Standards fortlaufend verbessert werden. Unterm Strich profitieren sie von dem Anreiz, ihre Produkte kontinuierlich verbraucher- und umweltfreundlicher zu machen.

Handeln ist leicht zu erklären (S. 71, »Niemand will der Dumme sein«). Überwinden können wir ihn nur, wenn wir die Rahmenbedingungen ändern. Als ersten und naheliegenden Schritt schlägt Ökoroutine vor, den Neubau von weiteren Megaställen der herkömmlichen Art zu stoppen. Ein solcher Deckel für martialische Massentierhaltung ist kein tiefer Einschnitt in den Arbeitsalltag der Bauern und letztlich nur ein Anfang. Allerdings: Großställe sind nicht zwangsweise schlechter – falls die Tiere genügend Platz und Auslauf haben.

Entwicklung der Haltungsflächen von Hühnern

in cm pro Tier

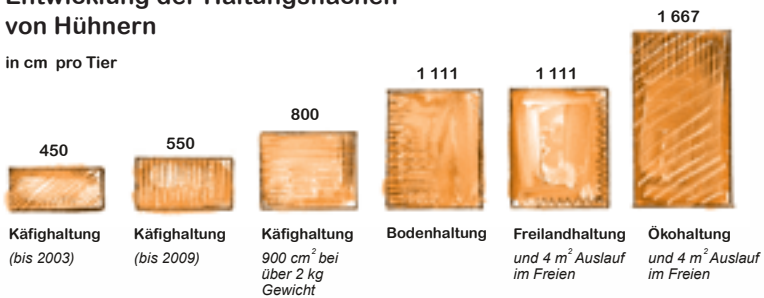


Abbildung 11 Die Agrarwende ist ganz einfach. Bis zum Jahr 2030 werden die bestehenden Standards schrittweise angehoben. Beim Auslauf für Legehennen gab es schon einige kleine Fortschritte. Heute haben sie doppelt so viel Auslauf wie 2003 (seit 2010 sind 800 cm² erreicht). Bis zum Standard der Boden- oder gar Ökohaltung ist es also gar nicht mehr weit.¹²³

Zudem sind schrittweise die bestehenden Standards zur Tierhaltung anzuheben, etwa bis zum Jahr 2030. Auch hier ist ein weitgehendes Regelwerk bereits vorhanden und wäre nur anzupassen. Insofern das nicht der Fall ist, wie bei der Rinder- und Putenhaltung, kann man einfach auf die Vorgaben von Neuland oder Bioland zurückgreifen und diese für den Start deutlich abschwächen. Schritt für Schritt wird der Umfang, in dem Antibiotika zum Einsatz kommen, zu beschränken sein. Der Auslauf für Legehennen beispielsweise ist schon heute auf den Quadratzentimeter genau festgelegt. Ganz im Sinne eines Agrarwendefahrplans ist die vorgeschriebene Fläche pro Henne in den vergangenen Jahren erhöht worden (Abbildung 11).¹²⁴ Dieser erste Schritt in die richtige Richtung

Einsparfahrplan für Gebäude

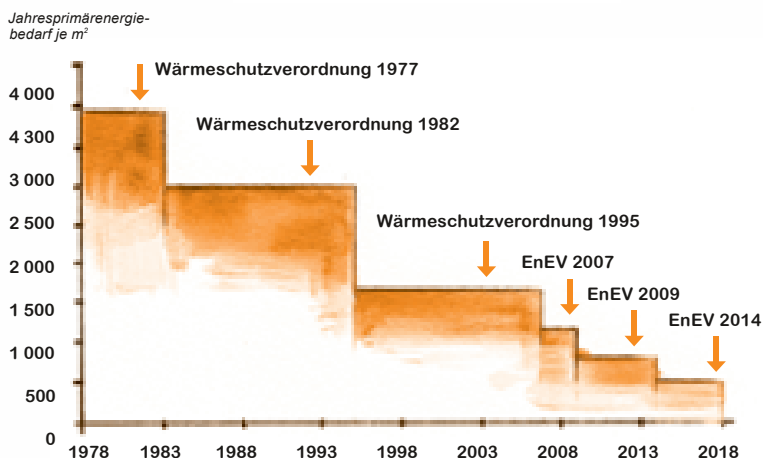


Abbildung 13 Die Anforderungen für Gebäudeeffizienz haben sich schrittweise verschärft. Maßgeblich ist derzeit die Energieeinsparverordnung von 2014. Neubausiedlungen müssen ab 2021 nahezu den Nullenergiehaus-Standard erfüllen.¹⁸³ So wird Öko zur Routine, und alle machen mit.

alle übrigen Neubauten den Niedrigstenergiestandard erfüllen, also nahezu den Standard eines Nullenergiehauses.¹⁸² Diese Vorgaben gelten übrigens nicht nur in Deutschland, sondern in der gesamten Europäischen Union.

Die Entscheidung der EU-Staaten, auf ständig steigende Effizienzstandards für die Bauwirtschaft zu setzen, zeigt exemplarisch, wie sich Ökoroutine mit europäischer und nationaler Rahmensetzung systematisch ins Werk setzen lässt. Die hohen Standards sind nicht nur ein Beitrag zur Bekämpfung der Erderwärmung und begrenzen den künftigen Energieverbrauch. Sie entlasten den einzelnen Bürger auch von der moralischen Abwägung zwischen Klimaschutz und Küchendesign. Die Wärmeschutzverglasung wird nun von Beginn an eingeplant, und der verbleibende finanzielle Spielraum bestimmt darüber, wie kostspielig die Badkeramik sein darf. Klimapolitisch ambitionierte Bürgermeister und Stadtplaner müssen fortan nicht darum bangen, dass das geplante Neubaugebiet nicht angenommen wird, weil die energetischen Anforder-

halt durch die vollständige Ausstattung mit den derzeit effizientesten Geräten. Suffizienzentscheidungen bei der Geräteausstattung – also der Kauf möglichst kleiner Geräte – bringen weitere 25 Prozent. Und die achtsame Nutzung der Geräte schließlich ist der Clou.²²⁶ Denn selbst beim sparsamsten Gerät lässt sich der Verbrauch noch weiter mindern, etwa durch den Aufstellort des Kühlschranks und dessen Temperatur oder die Zeit vor dem Fernseher. Die Kombination aus Effizienz, Genügsamkeit bei Größe, Leistung und Komfort und achtsamem Umgang mit den Geräten bringt eine sagenhafte Ersparnis von 80 Prozent gegenüber einem Durchschnittshaushalt.

Ökoroutine: Verbrauchsziele statt Sparziele

Das sind fantastische Aussichten. Doch wie kommen wir dorthin? In der Realität entscheiden sich die meisten Kunden schließlich noch längst nicht für das effizienteste Gerät, wenn der Neukauf ansteht, von einer Größenanpassung ganz zu schweigen. Erfreulicherweise hat sich Europa aber bereits auf den Weg gemacht, und zwar mit der sogenannten Ökodesignrichtlinie. Sie ist von unschätzbarem Wert für die Verbreitung von effizienten Technologien und entspricht der Logik der Ökoroutine.

Aus der Richtlinie gingen bisher diverse Verordnungen hervor. Mitunter wurden sie gar nicht wahrgenommen, etwa die Stand-by-Verordnung, die endlich beendet hat, was den Effizienzpolitikern schon lange auf den Nägeln brannte, denn Fernseher, HiFi-Anlagen, Radiowecker und dergleichen hatten nicht selten Leerlaufverluste von 40 Watt und mehr. Jahrelang hat man an die Kunden appelliert, beim Kauf auf diese Form der versteckten Verschwendung zu achten. Doch im Geschäft kalkulierten nur wenige die Kosten über eine Nutzungsdauer von zehn Jahren. Wichtiger war beim Fernseher die Größe und Auflösung des Bildes. Nun müssen sich die Bürgerinnen und Bürger darum nicht mehr kümmern: Egal, für welches Gerät sie sich entscheiden, es zieht maximal ein halbes Watt. Das ist fast nichts.

In der gleichen Form geht der Gesetzgeber für Dutzende Produkte vor und nimmt die Produzenten in die Pflicht, anstatt sich in wirkungslosen Beschwörungsformeln über strategischen Konsum zu ergehen.

Schlaglicht: Die Ökodesignrichtlinie: Massive Einsparpotenziale. Die Ökodesignrichtlinie ist eines der effektivsten Werkzeuge der Europäischen Union (EU) für kostengünstige Energieeinsparungen. Diese Einsparungen erhöhen laut einer Studie des Beratungsunternehmens Ecofys nicht nur die Versorgungssicherheit innerhalb der EU, sie schaffen auch Arbeitsplätze und helfen der EU, ihre mittel- und langfristigen Klima- und Energieziele zu erreichen. Inzwischen gibt es bereits Durchführungsmaßnahmen für zahlreiche Produktgruppen. Hier eine Auswahl: Backöfen und Dunstabzugshauben, Beleuchtung, Computer, Geschirrspüler, Kühl- und Gefrierschränke, Waschmaschinen, Trockner, Staubsauger, Wasserpumpen.²³⁰

Eine korrekte Anwendung der EU-Ökodesignrichtlinie würde zu einer jährlichen Einsparung von bis zu 600 Terawattstunden Strom und 600 Terawattstunden Wärme bis zum Jahr 2020 führen, dies entspricht 17 Prozent des gesamten Stromverbrauchs und zehn Prozent des gesamten Wärmeverbrauchs in der EU. Dies wiederum entspricht einem jährlichen CO₂-Ausstoß von 400 Millionen Tonnen in 2020. Das ist genauso viel,



Abbildung 17 »Inzwischen weiß der Sohnemann, dass man auch sparsam saugen kann.«²³¹ Der achtsame Umgang mit Energie kann sich verselbstständigen, etwa durch die Vorgaben aus der Ökodesignrichtlinie. Beispielsweise wurden für Staubsauger Verbrauchsobergrenzen festgelegt, ebenso wie Kriterien zur Haltbarkeit. Foto: matka Wariatka, fotolia.com



Abbildung 19 »Delete« nannte sich ein Kunstprojekt in Wien. Für zwei Wochen verdeckten Künstler auf 200 Metern einer großen Einkaufsstraße sämtliche Logos und Plakate mit gelber Folie, um das Ausmaß der Kommerzialisierung zu verdeutlichen. São Paulo hat Werbung im öffentlichen Raum sogar bereits teilweise verboten. Und tatsächlich kann Öko nur zur Routine werden, wenn wir die Werbung zurückdrängen. Foto: wikimedia.org

barer Intention gab es vor einigen Jahren das Kunstprojekt »Delete«. Auf 200 Metern einer der bekanntesten Einkaufsstraßen Wiens waren für zwei Wochen kein Logo und keine Werbung mehr zu finden. Die Künstler verdeckten sämtliche kommerziellen Schilder mit gelben Stoffbahnen und Folien, um auf das Ausmaß der Bilderverschmutzung aufmerksam zu machen. Erstaunlich war, dass die Wiener Wirtschaftskammer die Aktion sponserte.

*Öko kann nur zur Routine werden,
wenn wir die Werbung zurückdrängen*

Dass Werbeverbote realistisch sind, zeigt die brasilianische Stadt São Paulo.²⁸¹ Die Metropole hat 2007 in beispielloser Manier übergroße Werbung im Stadtbild per Gesetz untersagt. Zur Begründung hieß es, man wolle die visuelle Umweltverschmutzung vermeiden²⁸² und dem ästhetischen, kulturellen und ökologischen Wohlergehen der Stadt dienen.

Der Bundesregierung ist es zwar gelungen, die Vorgaben etwas abzuschwächen – in den ersten Jahren dürfen emissionsarme Fahrzeuge wie Elektroautos per sogenanntem Super-Credit mehrfach angerechnet werden und drücken so den Durchschnittswert der Gesamtflotte eines Herstellers. Doch insgesamt hat die EU einen Fahrplan ins Werk gesetzt, der den Vergleich mit der Effizienzvorgabe für den Neubau von Häusern nicht zu scheuen braucht. Dieser Fahrplan ist Ökoroutine in Reinform. Ihn fortzusetzen heißt, dafür zu sorgen, dass sich der Breitereinsatz von klimafreundlichen Autos verselbstständigt. Für das Jahr 2018 wäre ein Durchschnittswert von 60 Gramm angemessen. Jetzt fehlt nur noch eine Kohlenstoffbegrenzung für schwere Lastwagen.

Weder die Produzenten noch die Konsumenten empfinden dieses Limit offenbar als besonders radikal. In vielen Punkten kommen die EU-Vorgaben der Autobranche entgegen: Hersteller können weiterhin Kraftwagen mit recht hohen Emissionen verkaufen, wenn sie zugleich besonders klimafreundliche Fahrzeuge vertreiben. Limousinenliebhaber müssen sich nicht plötzlich umstellen. Der EU-Fahrplan möchte einen



Abbildung 24 Ein Limit für den CO₂-Ausstoß der Fahrzeuge je Kilometer macht Öko zur Routine. Foto: Gabi Eder, pixelio.de

Weniger schuffen für Konsum

So lange muss man arbeiten, um sich seinen Fernseher leisten zu können ...

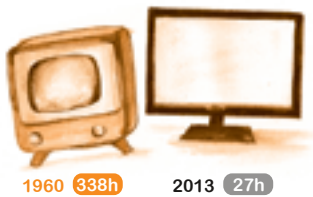


Abbildung 33 In immer kürzerer Zeit können immer mehr Güter hergestellt und Dienstleistungen erbracht werden. Diese Produktivitätssteigerung könnte fortan Zeitwohlstand statt weiteren Güterzuwachs schaffen.⁴⁵⁷

man 1960 im Durchschnitt noch 19 Minuten arbeiten, um vom durchschnittlichen Arbeitslohn ein Kilogramm Brot kaufen zu können, bedarf es heute dafür nur noch knapp der Hälfte der Arbeitszeit. Für einen Fernseher sank die Arbeitszeit von 338 auf 27 Stunden.

Ein Ende des Trends zeichnet sich nicht ab. Dennoch wird sich auch in den nächsten Jahren die Produktivität in den entwickelten Volkswirtschaften um jährlich etwa ein bis zwei Prozent erhöhen. Entsprechend kann man mit einem um ein bis zwei Prozent verminderten Zeitaufwand die gleiche Menge an Gütern herstellen oder bei unverändertem Zeitaufwand zwei Prozent mehr Güter erzeugen.

Ein großer Teil der Arbeitskraft wird heute indes darauf verwendet, Überflüssiges anzuschaffen. In jedem Haushalt gibt es Dutzende Gegenstände, deren Nutzung sich auf ein sporadisches Maß reduziert hat oder die im Keller auf ihre Entsorgung warten. Sie haben Geld gekostet. Wir haben uns daran gewöhnt, dass Textilien, Fernseher, Handys, ja sogar Möbel rasch ihren Gebrauchswert verlieren. Große Möbelhäuser haben es geschafft, dass wir sogar Schränke, Tische und Betten als Einmal-

Die Wirtschaftsförderung 4.0 hat ihre Grundlagen in verschiedenen Forschungsrichtungen und Konzepten. Ihre Ziele und Absichten liegen im Trend der Zeit. Allenthalben ist die Rede von Gemeingütern, solidarischen und kooperativen Wirtschaftsformen. Es gibt bereits vielfältige Initiativen, Unternehmungen und Gruppen, die sich aus innerer Motivation für eine nachhaltige Lebenspraxis entschieden haben. Doch statt diese Entwicklung nur zu beobachten, ist es an der Zeit, sie gezielt zu unterstützen und anzuregen.

Gestaltungsfelder der WF4.0

Die nächsten Kapitel befassen sich mit den möglichen Gestaltungsfeldern einer innovativen Wirtschaftsförderung, die alle Akteure einer Region in den Blick nimmt. Indes soll nicht der Eindruck geweckt werden, die verschiedenen Initiativen seien eine Neuentdeckung. Vielmehr finden sich in jeder Gemeinde zahlreiche Gruppen, die den sozialen Zusammenhalt, die wirtschaftliche Stabilität und einen achtsamen Umgang mit Energie und Rohstoffen begünstigen.

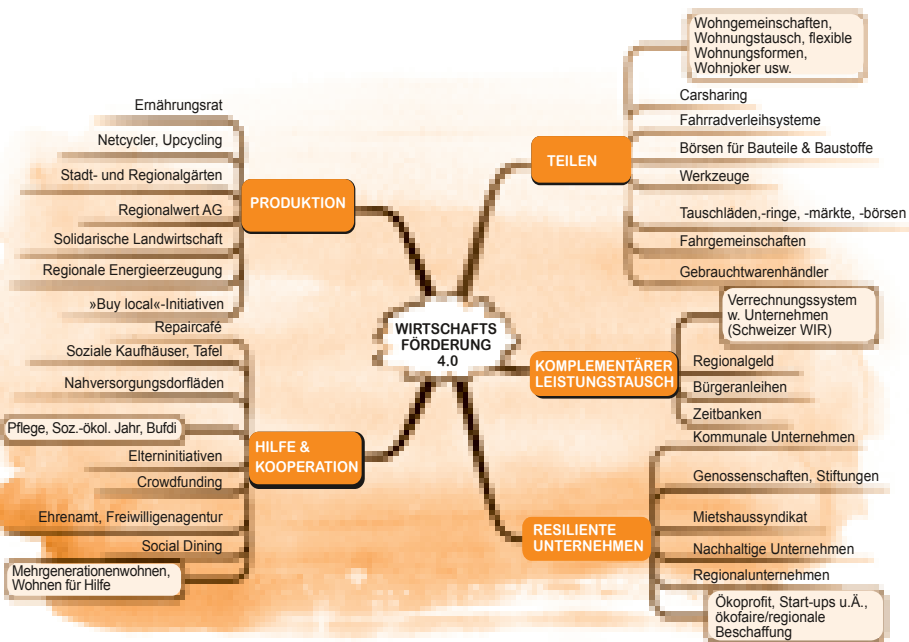


Abbildung 37 Die nächste Generation der kommunalen Wirtschaftsförderung beinhaltet eine systematische Stärkung von regionaler Wertschöpfung und kooperativen Wirtschaftsformen.



Abbildung 45 Ende der 1980er-Jahre war es noch ganz normal, während der Autofahrt im Beisein von Kindern zu rauchen. Heute gilt solches Verhalten fast als Körperverletzung. Ein kultureller Wandel hat sich vollzogen, weil sich die Rahmenbedingungen geändert haben. Foto: Dagmar Zechel, pixelio.de

werden.⁶⁰⁵ Wie das Beispiel des Tabakkonsums zeigt, haben die schrittweise veränderten Rahmenbedingungen unsere Selbstwahrnehmung gewandelt, ja einen soziokulturellen Wandel bewirkt. Routinen haben sich verändert.

Ökoroutine statt Ökodiktatur

Forderungen nach höheren ökologischen Standards sehen sich schnell dem Vorwurf übertriebener Regelungswut ausgesetzt. Man bevormunde den Verbraucher, heißt es, man beschneide die Freiheit und Eigenverantwortung der Bürgerinnen und Bürger, man wolle ein »Bürokratiemonster« schaffen. Strengere Vorgaben seien zudem nicht gut für die Wirtschaft, Arbeitsplätze würden in Gefahr gebracht. Oft fällt das Schlagwort »Ökodiktatur«. An sich vernünftige Vorschläge wie die Einführung eines Veggiedays in öffentlichen Kantinen oder die Erhöhung der Benzinsteuern haben den Grünen den Ruf einer Verbotsparterie einge-

bracht. Die EU-Kommission wird von vielen als tendenziell weltfremde Behörde wahrgenommen, die für jeden Aspekt des Lebens Vorschriften ausheckt, bis hin zum Krümmungsgrad von Gurken.

Die Polemik mag verständlich sein, fair ist sie nicht. Es gehört zum politischen Alltag, neue Gesetze zu beschließen und vorhandene Gesetze zu überarbeiten: Nummernschildmitnahme beim Umzug, Elterngeld, Pflegeversicherung, Energiewende, Zusatzbeiträge der Krankenkassen, schärfere Sicherheitskontrollen am Flughafen. Das ist schlichtweg der Job von Politikern, wenn sie an der Regierung sind. Häufig plädieren selbst Gegner staatlicher Regulierung für mehr Sicherheit und Überwachung. Verbote und Vorgaben sind Alltag.

Dasselbe gilt für die zahllosen Normierungen, mit denen wir leben. Jeder weiß, was ein DIN-A4-Blatt ist, und profitiert davon, dass solche Standards existieren. Freiwillig einigen sich Unternehmen auf einheitliche Vorgaben, die bisweilen auch zum Gesetz werden – weil das für alle Vorteile bringt. Das bestehende Normenwerk verändert sich ständig. Pro Jahr erscheinen über 2000 DIN-Normen neu.⁶⁰⁶ Standards zu definieren und anzuheben ist in Politik und Wirtschaft ganz alltäglich. Die Argumente der Ökoroutine sind mithin alles andere als weltfremd oder diktatorisch.

Standards und Konsumsteuerung

Wenn es uns gelingt, die vorhandenen Standards ökofair zu gestalten, etwa für den Energiebedarf von Häusern, die Haltbarkeit von Geräten und die Produktionsbedingungen von Kleidung, gewinnen alle. Ökoroutine argumentiert viel mit Standards und ist damit nicht allein. In Großbritannien hat sich längst die Einsicht durchgesetzt, dass der entscheidende Motor für grüne Innovationen nicht die »grünen« Verbraucher sind – sondern staatliche und wirtschaftliche Eingriffe. Hersteller, Handel und staatliche Regulatoren haben mit ihrer Entscheidung, die weniger nachhaltigen Produkte aus den Regalen zu verbannen, »den Standard für alle angehoben«.⁶⁰⁷

Standards sind eine Form von Konsumsteuerung. Sie existieren in allen Bereichen, sind in der Regel akzeptiert und erleichtern das Leben für alle. Die Warenwelt ist ohne Sicherheits- und Leistungsstandards un-

Reformer sind beharrlich. Wie schon Machiavelli feststellte, ist kein Unternehmen »schwerer und misslicher als der Versuch, eine neue Ordnung zu schaffen. Der Reformier hat alle zum Feind, die von der alten profitieren, und nur lauwarmer Verteidiger unter denen, die Gewinne aus ihr ziehen können.«⁶⁴⁸ Es genügt nicht, hier und da ein paar gute Argumente zu präsentieren und darauf zu hoffen, dass sich die Widersacher damit überzeugen lassen.

Ökorumine kommt nur durch Wiederholung in die Welt. Menschen wie Hermann Scheer haben jahrzehntelang für Sonnenstrom geworben. Die Argumente blieben im Kern gleich. Reformer wissen, es geht leider nicht immer um Vernunft, sondern um das Festhalten am Bestehenden. In der Braunkohle sind etwa 20 000 Menschen unmittelbar beschäftigt, im Sektor erneuerbare Energien sind es über 270 000.⁶⁴⁹ Dennoch haben die Bewahrer der Braunkohle erbittert gegen die Klimaabgabe gekämpft, die ein Abschalten der ältesten und schmutzigsten Meiler bewirken sollte.

Mehr Staat und mehr Engagement

Ökorumine möchte, dass Politiker die Richtung für einen grünen und soziokulturellen Wandel vorgeben. Das geht aber nur, wenn Bürgerinnen und Bürger diesen Wandel einfordern. Die zivilgesellschaftliche Basis dafür gibt es bereits. Das dokumentiert beispielsweise der regelmäßig erscheinende »Zukunftsalmanach« der Stiftung Futur Zwei mit hundert Beispielen. In jeder Stadt und Gemeinde gibt es nichtkommerzielle und dem Gemeinwohl verpflichtete Initiativen. Diese zu stärken ist die vornehme Aufgabe der Ökorumine.

Nun haben Politiker in der breiten Öffentlichkeit nicht immer einen besonders guten Ruf. Oft wird ihnen vorgeworfen, sie seien machtveressen und würden sich hauptsächlich von Vertretern der Wirtschaft beeinflussen lassen. Auch die Menschen aus sozialen und ökologischen Bewegungen sind häufig »politikverdrossen« – dieser Begriff hat sich in den 1980er- oder 1990er-Jahren etabliert. Gerd Wessling vom Netzwerk »Transition Town« lässt verlauten, Politik und Wirtschaft hätten die Zeichen der Zeit nicht erkannt. »Business as usual« stünde auf dem Plan, die Politik werde nichts regeln.⁶⁵⁰ Prominente erklären, sie gingen gar nicht erst zur Wahl.